

## Warum eine Katastrophe uns so menschlich macht

*Im Alter erzählen wir uns unsere „alten Leidensgeschichten“. Berichten von gemeinsam durchlittenen Nächten, von Heldentaten und davon, dass wir fast! gestorben wären. Eine merkwürdige Sehnsucht nach den „harten Zeiten von damals“ kennzeichnet die Gesprächsrunde. Es ist menschlich, sich seine Geschichte zu erzählen; es ist nicht klug, z.B. der jungen Generation vorzuhalten, dass sie verweichlicht, bequem und faul ist. Vielleicht fehlen ihr nur die gemeinschaftsstiftenden Ziele? Jugend benötigt Aufgaben und eine gewisse Anleitung durch Vorbilder.* Durch die moderne Zivilisation haben wir modernen Stadtmenschen uns immer weiter von unseren Ur-Bedürfnissen entfernt. Wir streben als Einzelpersonen nach Besitz, nach Autonomie, lassen uns durch den Wohlstand und die Verstädterung vereinzeln und erleben immer mehr seelische Störungen und soziale Auffälligkeiten. Dies besonders bei den jungen, männlichen Erwachsenen.

Wir lesen von Kinderarmut in einem reichen Land und erfahren zugleich, dass Reichtum auch nicht glücklich macht. Wir messen der Individualität eine sehr hohe Bedeutung zu und beklagen zugleich ein schwindendes Engagement für die Gemeinschaft. Wir halten uns- als Gesellschaft - für christlich erzogen und verweigern am liebsten doch den Fremden das Asylrecht. Wir beklagen eine festzustellende Rücksichtslosigkeit – nicht nur im Straßenverkehr. Kümmern wir uns wirklich um die Belange unserer bedürftigen Nachbarn? Gerade in den sogenannten „besseren Kreisen“ besteht Hilfe meist darin, materiell – also ohne den direkten Menschenkontakt zu den Bedürftigen – zu unterstützen. (Das ist eine Feststellung und soll auf keinen Fall kritisiert werden). Die „Arbeit vor Ort“ überlässt man gern anderen Personen bzw. gemeinnützigen Organisationen. Unsere Lebensgemeinschaften scheinen zu verfallen.

Es gibt mehrere sozialwissenschaftlich erforschte „Mechanismen“, die zum Verstehen dieser Widersprüche und Verhaltensweisen beitragen können. Hört man lebenserfahrene Menschen von ihrer Vergangenheit sprechen, ist man überrascht, wie sehr sie ihre gemeinsam durchlittenen „frühen Notzeiten“ beschwören. „Ja, damals...“ Wenn Menschen von bedeutsamen Ereignissen in ihrem Leben berichten, ist man erstaunt, wie oft Katastrophen oder größere Missgeschicke darin vorkommen. Wer bei der Bundeswehr oder bei anderen Auslandseinsätzen war, schwärmt förmlich von jenen Zeiten, die durchaus schwierig, ja sogar gefährlich waren. Wir erleben als Psychotherapeuten wie schwer sich Menschen, die als ehemalige Kombattanten in die Heimat zurückkehren damit tun, sich wieder zurechtzufinden.

Die Forschung bietet drei Erklärungsmodelle. Da der Mensch (und sein Gehirn) seit Urzeiten darauf eingestellt ist, sein Leben in der Gemeinschaft möglichst gut zu überleben und die schöne moderne Welt ihm alle diese Überlebenskämpfe in der Horde oder Gruppe „abgenommen“ hat, ist er grundsätzlich emotional unterfordert. (Und das Fernsehen liefert nur „Konserven“; Erregungs-Surrogate). Der Mensch will (und kann) Einsatz für das kollektive Wohl erbringen. Durch die gemeinsame Not und Gefahr entsteht eine Geschlossenheit bzw. Gemeinschaft, die uns heute meistens fehlt – und nur, s.u., bei Katastrophen wieder lebendig wird.

Der zweite Aspekt: Menschen in wachsenden oder auch in bedrohten Gesellschaften haben ein Ziel, eine verbindungsstiftende Aufgabe: zu überleben! In solchen Großgruppen oder Kollektiven gibt es wenig Kriminalität, kaum psychischen Störungen und Neid, keine starken Hierarchien und auch selten Gier. Im Gegenteil: Das Leben der anderen ist ihnen so wichtig wie das eigene. Genau dies finden wir auch bei Menschen in Kampfeinsätzen.: jeder gibt sein bestes für die Gemeinschaft.

Drittens: Not- und Kampfzeiten, Zeiten des Aufbaus und der Sicherung des erworbenen (Kollektiv-) Eigentums sind mit intensiven Gemeinschafts- Gefühlen verbunden. Der Zustand der Erregung (oft der Übererregung!) führt zu einem großen Engagement für „die Sache“, das gemeinsame Ziel. So sind Soldaten im Kampfeinsatz, wie auch Rettungssanitäter bei der Bergung von Verunglückten, n i c h t

primär im Einsatz für ihr Land oder die Humanität oder Ähnliches, sondern im Einsatz für ihre Kameraden und das gemeinsame Gelingen der Aufgabe bzw. das Überleben. Auch beim Wettkampfsport sind solche Verhaltensweisen zu beobachten. (Zugegeben: der Vergleich des kämpfenden Soldaten mit dem rettenden Katastrophenhelfer hinkt; aber der Mechanismus ist sehr ähnlich: Man fühlt sich als Teil einer Gemeinschaft, die man in keinem Fall durch abweichendes Verhalten gefährden darf). Man erlebt sich in solch einer Rolle als Handelnder, nicht als Opfer oder Held. Das gemeinsame Durchleiden und Bewältigen der Not und Gefahr ist die resiliente Kraft, die nur die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten geben kann. Dazu kommen auch gemeinsame Rituale des Überlebens, Sieges- Feiern, Palaver-Runden oder -so sagt man heute – Feedback-Sessions. Nichts verbindet Menschen so sehr wie gemeinsame Angst, Not und Schwierigkeiten zu bewältigen und zu überstehen. Dies auch selbst wenn es nur in spielerischer Form geschieht. Immer wieder wird man – später – darauf zu sprechen kommen.

Dabei ist ein weiterer Aspekt zu sehen: Gerade arme Menschen sind darauf angewiesen, ihre Mittel und ihre Zeit mit anderen zu teilen. Der Wohlstand – so schön er ist - ist n i c h t so geeignet für das Erleben von Gemeinschaft wie die interdependente Armut! Wer reich und mächtig ist, war und ist in seinem privilegierten Leben nicht oder nur selten auf die Unterstützung der Gemeinschaft angewiesen; er schätzt sie nicht! Im Handwerk und bedingt auch bei Mannschaftssportarten erlebt sich der Mensch viel körperlicher als der etwas abgehobene „Geistesmensch“: Der Mensch erlebt sich hier -auch in oft körperlicher Verbindung mit anderen Menschen – als Teil eines Ganzen. Dies ist wieder das Phänomen, was wir bei Katastrophen erleben können: Zur Bewältigung der schwierigen Lage spielen „Rangunterschiede“ oder Klassenunterschiede keine Rolle: Jeder wirkt als Teil einer Not- und Leidensgemeinschaft daran mit, die Lage zu bewältigen – meist zum Wohle aller! Katastrophen bringen Menschen in eine erlebte körperliche Nähe zueinander und in eine gute mentale Verfassung für die Gemeinschaft. So entsteht das uralte Gefühl der Solidarität.

Wir erleben heute eine psychosoziale „Seuche“, die man als Verlust der Verbundenheit bezeichnen könnte. Man sieht - oft neidisch - auf „die Anderen“, weist mit Fingern auf „die da oben“, verteufelt demokratisch gewählte Volksvertreter, übt keine Solidarität mit Soldaten oder Lehrern usw. Soziale Bindungen werden in Großstädten immer schwächer, das Gefühl von Einheit (z.B. Ost vs. West) wird nicht kultiviert; Partikularinteressen der europäischen Staaten lähmen die großartige Idee eines gemeinsamen Kontinents... Große Teile der jungen Menschen vermissen sinnvolle Aufgaben, die ihnen den Lebensunterhalt sichern; zugleich wird vehement über das Schmarotzertum geklagt! Die Altersarmut an. Zugleich steigen die Zahlen der psychisch gestörten und kranken Menschen. Es gibt in den westlichen Ländern mehr Suizide als Verkehrstote. Auswüchse wie Gewaltexzesse und Terrorismus, Schießorgien mit vielen Toten aber eben auch Veruntreuung von ungeheuren Geldsummen haben der Wirtschaftskraft geschadet, ohne dass bisher einer der führenden CEOs für diese Verbrechen zur Rechenschaft gezogen wurde. Es scheint so als würden die reichen, durchaus mächtigen Länder dabei sein, sich selbst zu zerlegen. Die Kräfte für eine soziale Resilienz scheinen aufgebraucht zu sein. Es gibt keine wirkliche Kultur des Mitgefühls mehr. Es ist ver-rückt: Erst Katastrophen schaffen wieder eine Gemeinschaftsgefühl.

Was oben beschrieben war, ist eine Verbindung durch gemeinsame Ziele und gemeinsames „Leiden“, bzw. die Auflösung der übergreifenden sozialen Bindungen.. Das Erdbeben erreicht etwas, was uns vom Gesetz versprochen aber nicht erreicht wurde: Gleichheit aller Menschen. Leid verbindet. Wohlstand spaltet. Die Katastrophe schaltet die Menschheitsuhr schlagartig um einige zig-tausend Jahre sozialer Evolution zurück. Führen wir diesen Gedanken noch ein kleines Stück weiter. Frauen handeln im Rahmen ihrer Möglichkeiten heroisch oder heldenhaft, egal, ob das öffentlich wird oder nicht. Männer neigen eher dazu, Ihre „Heldentaten“ als Anzug mit sich herumzutragen – ordensgeschmückt, wenn es geht. Jetzt kommen diese „Helden“ von den Stätten ihrer beruflichen

Erfolge z.B. nach dem Berufsleben oder vom „Schlachtfeld“ zurück – und werden nicht oder kaum respektiert oder gar zu Opfern gemacht, denen man vielleicht sogar eine psychologische Betreuung andienen muss. Sie kommen zurück in eine Welt, in der das nicht (mehr) zählt, was sie erlebt, getan und geleistet haben. Vielleicht brüsten sich einige noch in Talk-Shows; aber viele finden nicht mehr den Weg in die Normalität. Ihre Angehörigen und Freunde verstehen sie nicht mehr. Hier geht auch nicht mehr um Leben und Tod; nur noch um: „Kann ich mithalten in Konsum und Lustbarkeit“? Alles ist plötzlich so trivial.

Dr. Knud Eike Buchmann 2017